

## Im Kampf für Rußlands Freiheit.

„Wahrscheinlich ist Anna Michailowna mit dem ersten Dampfer unter Bewachung der zwei Gendarmen auch nach Jaroslawl geschickt worden“, sagte Abramoff. „Ich habe jetzt eben den Fahrplan nachgesehen“.

Der Dampfer legte bald an. Wir gingen in die dritte Klasse und konnten noch sehen, daß der Gendarmereioffizier zurückgeblieben war. Wahrscheinlich sollte er nach einer anderen Richtung.

Gegen Mittag kamen wir in die Stadt und fuhren zur Eisenbahnstation. Dort trafen wir den Gehülfsen des Stationsvorstehers, der ein guter Bekannter von uns war. „Wissen Sie auch, daß Anna Michailowna hier ist?“ sagte er. „So? Ist sie denn auf der Station?“ „Ja. Man hat sie schon in den Wagen gebracht. Der Zug geht in anderthalb Stunden ab. Wahrscheinlich kommt sie nach Moskau ins Gefängnis.“

Wir blieben im Wartesaal sitzen, denn wir wagten uns nicht auf den Perron, in der Meinung, daß es dieselben Gendarmen seien, die sie verhaftet hatten, und daß sie uns erkennen würden.

„Nein, ich kann es nicht aushalten, ich muß auf den Perron“, sagte Abramoff.

Ich verstand ihn recht gut und folgte ihm. Wir gingen vor dem Zuge auf und ab. In dem Fenster eines Coupés zweiter Klasse tauchte das Gesicht Anna Michailownas auf. Wir blieben stehen, und sie wollte, wie es schien, das Fenster herunterlassen, aber der Gendarm hinderte sie daran. Endlich gelang es ihr doch, sie steckte den Kopf hinaus, nickte uns freundlich zu und schien sagen zu wollen: Danke, daß Ihr da seid!

Nur vor dem Abgang des Zuges gelang es uns, an das Fenster heranzutreten. Wir reichten ihr die Hand, und sie rief mir zu: „Hüten Sie ihn!“ und deutete mit den Augen auf Abramoff. Alles ging so schnell vorbei. Wir kamen erst zur Besinnung, als der Zug schon weit in der Ferne war.

Wir blieben in der Stadt und wurden bei ein paar Freunden untergebracht. Sofort ins Ausland fliehen konnten wir nicht, weil das Geld, das wir übrig hatten, für uns beide zur Flucht nicht ausgereicht hätte, denn bei der Arretierung besaß Anna Michailowna die Hälfte unserer Vermittel. Außerdem aber wollten wir erfahren, wohin sie gebracht worden war, wessen sie beschuldigt wurde, und wer von unseren Kameraden noch in Freiheit sei. Abramoff konnte nicht allein reisen; seine Stimmung war anfangs ganz verzweifelt, dann aber bemächtigte sich seiner eine vollkommene Gleichgültigkeit. Durch unseren Bekannten, den Gehülfsen des Stationschefs, erhielten wir bald Nachricht, daß außer uns kein einziger mehr frei sei, sogar Matwei Zwanowitsch, der uns bloß als Deckadresse gedient hatte, sei verhaftet worden.

Es war die höchste Zeit, daß wir ins Ausland gingen. Vorher wollten wir noch durch einige Bekannte, auf die kein Verdacht fallen würde, für Anna Michailowna sorgen und sie benachrichtigen, daß wir noch frei seien. Das nahm viel Zeit in Anspruch. Vorsichtshalber wechselten wir oft unsere Wohnung, bald schliefen wir bei dem einen, bald bei dem anderen Bekannten. Abramoff durfte nur am Abend die Wohnung verlassen, da er seinem Aeußeren nach leicht erkannt werden konnte. Als ich eines Tages alles genau mit einer Dame besprach, die nach Charkoff reisen wollte, wo Anna Michailowna im Gefängnis saß, hörte ich von dem Gehülfsen des Stationschefs, es seien in der Stadt einige geheimnisvolle Personen angekommen.

„Nehmen Sie sich in acht, man ist Ihnen auf die Spur gekommen“, fügte er hinzu. „Das sind Spione.“

Als ich wieder zu Abramoff kam, fand ich ihn in großer Aufregung. „Denken Sie sich, soeben war ein Schuhmann hier und fragte mich nach mir selbst! Ich antwortete ihm ruhig, daß ich keinen Abramoff kenne.“

Unser Freund, bei dem wir wohnten, mußte sofort zur Station, um von dem uns bekannten Beamten zu erfahren, ob wir vielleicht nach einer anderen Stadt reisen könnten. Unser Freund ließ uns sagen, wir möchten ganz spät am

Abend in sein Bureau kommen. Dort teilte er uns mit, es wäre ein Wahnsinn, jetzt nach einer anderen Station zu fliehen.

„Sie müssen abwarten, bis die Spione erfolglos abgereist sind, dann gehen Sie direkt ins Ausland. Vorläufig werde ich Sie in einen leeren Passagierwagen unterbringen.“

Er führte uns über die Geleise zu einer Reihe von Wagen, die dort zur Reserve standen.

„Schlafen Sie jetzt ruhig. Kein Mensch weiß, wo Sie sind, und morgen werde ich schon Gelegenheit finden, Sie unbemerkt herauszulassen. Am Tage über können Sie in meinem Bureau sitzen; wenn ich zu Mittag gehe, werde ich Sie dort einschließen. Lange werden Sie mit diesem Nachtquartier nicht vorlieb zu nehmen brauchen, ich habe schon für ein gutes Versteck gesorgt, aber darüber sprechen wir morgen.“

Am nächsten Morgen wurden wir durch unseren Bekannten geweckt und in sein Bureau hinübergeleitet.

„Ein paar Hundert Werst von hier“, sagte er, „wohnt ein guter Bekannter von mir. Ich habe ihm geschrieben, er möchte Sie beide einige Zeit aufnehmen. Wir können schon in den nächsten Tagen Nachricht haben, und ich werde für eine gute Reise sorgen.“

Vier Nächte noch verlebten wir im Eisenbahnwagen. Wir hatten uns schon daran gewöhnt und fühlten uns ganz wohl dabei: nur eines Morgens erschrakten wir, als der Wagen sich plötzlich in Bewegung setzte. Wir beruhigten uns sehr bald, als wir bemerkten, daß er nur von einem Geleise auf andere übergeführt wurde.

Unser Bekannter gab uns Anweisung, auf welcher Station wir aussteigen und wo wir Pferde mieten sollten, um auf das Gut seines Freundes zu gelangen. Wir erhielten ein Coupé erster Klasse für uns allein und wurden von dem Schaffner sehr zuvorkommend behandelt, — wahrscheinlich war ihm erklärt worden, wir seien Beamte.

Ganz in der Frühe wurden wir geweckt, stiegen aus und wanderten nun durch eine kleine Stadt, die noch tief im Schläfe lag. Am Ende der Stadt fanden wir das Haus, wo wir die Pferde erhielten, und waren gegen acht Uhr auf dem Gute. Der Besitzer empfing uns sehr herzlich. Wir überreichten ihm ein Empfehlungsschreiben, worauf er erklärte: „Les amis de nos amis sont nos amis.“

Er war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit schon stark ergrauten Haaren, freundlichen Augen und von einer gewinnenden Herzlichkeit. Seine Frau, eine ziemlich corpulente Dame, mit gutmütigem Ausdruck, sorgte sofort für Essen und Tee.

Nach dem Frühstück erklärte uns Leontjeff — so hieß der Gutsbesitzer —: „Ich werde Sie ganz in meiner Nähe auf unserer Bienenzuchterei unterbringen. Dort leben Sie ungestört. Es ist nur ein kurzer Weg, und Sie können sehr bequem zum Frühstück und zum Mittagessen bei uns erscheinen. Fühlen Sie sich wie zu Hause, und sagen Sie nur, wenn Sie irgend einen besonderen Wunsch haben. Meine Bibliothek und meine Zeitungen stehen Ihnen zur Verfügung. Ich werde heute meinen Sohn Kolja für Sie abkommandieren.“

Kolja, ein sympathischer, aufgeweckter Knabe von vierzehn Jahren, ging bereitwillig auf den Wunsch seines Vaters, uns zu der Bienenzuchterei zu führen, ein. Auf dem Wege erfuhren wir von ihm, daß er in Petersburg ein Gymnasium besuche und den Sommer auf dem Gute verbringe.

„Mein Vater hat noch im vorigen Jahre eine Zeitung herausgegeben, aber die wurde verboten. Diesen Winter will er nicht in Petersburg bleiben, sondern ein neues Wirtschaftssystem auf dem Gute einführen. Ich habe auch große Lust, hier zu bleiben; auf dem Gymnasium ist es nicht gerade amüsant.“

Blaudernd gingen wir nun zu dem kleinen Wäldchen, wo die Bienenzuchterei war. Es waren mehrere Häuser. In dem einen lebte der Imker, die anderen dienten zu verschiedenen sonstigen Zwecken. Vor dem einen Hause standen mehrere Bauernknaben in regem Gespräch. Kolja begrüßte sie wie gute Freunde, ging in das Haus hinein und ließ uns allein. Wir wanderten unterdessen durch den Garten, in dem eine Reihe von Bienenstöcken aufgestellt war.

„Hier ist es gut sein“, sagte Abramoff, „still und ruhig. Kein Mensch wird auf die Idee kommen, daß wir hier weilen.“ Da rief uns Kolja, und langsam kehrten wir zum Hause zurück. „Peter wird Ihnen alles zurecht machen“, sagte der Knabe. „Wenn wir viele Gäste haben, schläft immer ein Teil hier.“

Wir waren von unserem letzten Aufenthaltsort fast ohne Sachen geflohen, ich hatte bloß eine kleine Handtasche mit dem Allernotwendigsten mitgenommen; wir hatten auch keine Hoffnung, daß unsere Sachen etwa nachgeschickt würden. Als wir wieder nach dem Gute kamen, bat ich daher unseren Wirt, er möchte jemand in die Stadt senden und für uns etwas Wäsche besorgen lassen. Zum ersten Mal in meinem Leben zählte ich jeden Kopfenen.

(Fortsetzung folgt.)

## Wilhelm Busch.

(Zum 75. Geburtstag.)

Von Ernst Schur.

Mit Wilhelm Busch hat es eine eigene Bewandnis. Er ist populär geworden wie kaum ein Künstler und doch weiß man wenig von ihm. Sein Werk ist bekannt, seine Gestalten, die er geschaffen, sind typisch geworden; die Namen Hans Hudebein, der heilige Antonius, Herr und Frau Knopp, Max und Moritz kennt in jeder. Und die Kunstgeschichte kann diese Popularität in jeder Beziehung uneingeschränkt gutheißen. Von seiner Persönlichkeit aber weiß man so gut wie nichts. Man hört, daß er einsiedlerisch lebt, wortkarg und menschenscheu geworden ist, sich in einem kleinen, abseits gelegenen Dörfchen, aus dem er sich nicht hervorlocken läßt, intensiv der Dienenzucht widmet. Das ist alles. Nichts verlautet über ihn. Schon zu Lebzeiten ist er eigentlich gestorben.

Unleugbar hat das einen Zug von Größe. Man wird lange suchen können, bis man diese Selbstkritik, diese Selbsterkenntnis bei einem so genialen Künstler findet. Zu rechter Zeit legt er den Stift aus der Hand. Er erfüllt seine künstlerische Mission, giebt Werke, die immer bleiben werden und weiß selbst, wann die Grenze seines Schaffens erreicht ist. Gerade heutzutage, wo man oft von einer Persönlichkeit mehr erfährt, als von seinen Werken, wo die Bekanntheit fast immer der unangenehme Begleiter des Künstlers ist, ist diese bescheidene und doch stolze Haltung eines Wilhelm Busch überraschend und bewundernswert.

In Wiedensahl bei Hannover ist Wilhelm Busch am 16. April 1832 geboren. Er sollte, da er sich in der Mathematik auszeichnete, (für den scharfschendenden Karikaturisten bezeichnend!) Ingenieur werden und studierte einige Jahre an dem Polytechnikum in Hannover. Er gehörte also zu denen, denen nicht die Wege geebnet sind, die sich erst mühsam den Weg zu ihrer Kunst eben müssen. Er ging dann nach Düsseldorf und kopierte im Antikensaal voller Hingebung nach den Gipsstatuen. Freunde schrieben ihm begeistert aus Antwerpen; so schnürte er sein Kängel und zog ihnen nach. Er trat in die Malklasse der Antwerpener Kunstschule. In einem Brief entwirft er folgende Schilderung:

„Ich wohnte am Eck der Käsebrücke bei einem Wartscherer. Er hieß Jan und sie hieß Mie. Zu gelinder Abendstunde saß ich mit ihnen vor der Haustüre, im grünen Schlafrock, die Tompseife im Munde und die Nachbaren kamen auch hinzu; der Korbflechter, der Uhrmacher, der Bleischläger; die Töchter in schwarzlackierten Holzschuhen. Jan und Mie waren ein zärtlich Pärchen, sie dack, er dümm; sie barbiereten mich abwechselnd, verpflegten mich in einer Krankheit und schenkten mir beim Abschied in kühlen Jahreszeiten eine warme, rote Jade nebst drei Drangen.“

In diesem lakonischen Stil haben wir schon den ganzen Busch. Knapp, sachlich, charakteristisch. Und dem Maler haften besonders die rote „Jade“ und die drei „Drangen“. Reife klingt ein humorvoller Unterton hindurch, der anzeigt, wie der Künstler diese Stimmungen durchlebt, sich getrennt hat und nun von anderer Warte aus das Verflozene überhaut.

Seine Freunde schildern ihn nicht als flehzig, wohl aber als begabt. Er geht viel spazieren, spricht gern dem Tiere zu. — Aber niemand ahnt, wohin er steuert. Er selbst am wenigsten. Dann aber trat der seltene Fall ein, daß die Entwidlung ihn schließlich seiner Bestimmung zuführte. Er kam nach München. Das war entscheidend. München, das schon so viel Künstlercharaktere zur Reife brachte, half ihm zu seiner Art. Das Volksleben, die Ruhe der Existenz, das Künstlerische, Humorbolle gaben ihm viel. Der Einfluß war so entscheidend, daß Busch künftighin nur noch zwischen seinem Heimatsort Wiedensahl und München seinen Aufenthalt teilte.

Er arbeitete zuerst bei Lenbach im Atelier, der bescheidenste Künstler bei dem Maler, der am meisten sich in Szene zu setzen verstand und schließlich in München wie ein Herrscher residierte. Aber während die Bedeutung eines Wilhelm Busch immer fester sich einprägt, beginnen die Werke Lenbachs, die einst so himmelhoch gepriesenen, zu verblasen. Lenbach wirkte mit seiner Persönlichkeit, die die Pose liebte. Busch wirkte mit seinem Schaffen, mit seiner

Arbeit. Es sind zwei entgegengesetzte Anschauungen, die in diesen beiden Künstlern verkörpert sind. (Für Norddeutschland wäre der gleiche Gegensatz Vegas und Menzel.) Dieses Eigenbrödlische findet man oft speziell bei süddeutschen Künstlern, die sich ganz nach ihrer Fassung ausleben und schließlich die Augenwelt gar nicht mehr brauchen. Dieses Sinnende, Betrachtende ist auch dem Humoristen Busch eigen. Wenn man ein Porträt von ihm betrachtet, nimmt man diesen Zug des In-sich-Berufenenseins in den männlichen Zügen des „Königs der Karikaturisten“, wie ihn die Franzosen nennen, wahr. Aus der Zeit, in der er bei Lenbach lernte, gibt es eine ganze Reihe Bilder, die in dem bekannnten, braunsaucigen Atelieron gehalten sind, den Lenbach bevorzugte. Diese Bilder sind vornehmlich in Privatbesitz, und die Besucher hüten ihre Schätze. Das Eigene daran liegt in der feinen Beobachtung, der vornehmen Farbewahl, die auf wenige Nuancen, hauptsächlich Braun und Schwarz, beschränkt ist, und vor allem in der unermüdblichen Beobachtung, die aus den vielen Skizzen zu entnehmen ist. Von Wilhelm Busch als Maler hat man jedoch wenig gehört.

1859 wurden die „Fliegenden Blätter“ gegründet und Wilhelm Busch, der im Künstlerverein als Karikaturenzeichner eine Rolle spielte, obgleich er schon damals als verschlossen bekannt war, gehörte fortan mit zu dem Stab der Zeichner. Seit 1860 kamen dann die „Münchener Bilderbogen“ heraus, bei denen Dichter und Zeichner in einer Person vereint waren. Späterhin kamen dann die Bücher, in denen Busch die seitdem bekannnten Typen schuf: Die fromme Helene, Max und Moritz, Hans Hudebein, Herr und Frau Knopp, in denen eine ganz eigene Anschauung einen besonderen Abschnitt der deutschen Kulturgeschichte mit souveräner Künstlerkraft schilderte so souverän, daß man glaubt, ganz sei sich Busch seiner Tat nicht bewußt gewesen. Leicht wurde es ihm jedenfalls nicht, das Malen aufzugeben, in einer Zeit, in der nur die hohe Kunst Ansehen hatte und Karikatur wie Kunstgewerbe nur als untergeordnete Nebensächer gebildet wurden und die Illustration in unserem, modernen Sinne überhaupt noch nicht existierte. Und doch bedeutete gerade die Zeichnung in dem lebendigen Sinne, wie Busch sie gab, das Anbrechen einer neuen Zeit.

Die Kunst hatte den Zusammenhang mit dem Leben ganz verloren. Nach der strengen, klassizistischen Periode war die Romantik gekommen. Man malte italienische Landschaften, man imitierte Rubens. Die großen allegorischen und historischen Bilder galten als Höhepunkte der Kunst. Nicht das Leben war Vorbild, sondern das historische Schema. Darum waren die Gebiete, die speziell auf das Leben, auf die Gegenwart angewiesen waren, die Illustration, das Kunstgewerbe nicht besonders angefahren; sie waren keine Kunst.

Aber gerade darum beginnt mit dem Emporkommen der auf das Leben angewiesenen Witzblattzeichnung eine neue Ära. Nur langsam kam dieses neue Streben hoch. Speziell Deutschland beharrte noch lange und gern bei dem alten Schema. Ludwig Richter war einer der ersten, der es wagte, sich immer an die Natur und an das Leben zu halten. Die Jahre nach 1848 brachten künstlerisch ein frischeres Leben und als die Münchener „Fliegenden Blätter“, die uns jetzt schon so idyllisch amuten, gegründet wurden, und die Münchener Bilderbogen erschienen, da begann eine neue Zeit. Jetzt allerdings sind uns die „Fliegenden“ zu gemächlich. Auch hier ist das Schema eingezogen. Feststehende, altmodische Typen lehnen immer wieder; schematisch wiederholen sich die Witz, für die sich einzelne Rubriten feststellen lassen. Erst in unserer Zeit lernten wir immer mehr dem Moment seine Reize abzulauschen und dadurch dem Schema, der Wiederholung aus dem Wege zu geben. Oberländer und Busch waren die beiden Künstler, die die „Fliegenden“ berühmt machten. Was sie gaben, die ganze Sammlung ihrer Blätter, ist ein Stück deutscher Kulturgeschichte.

Lenbach hat ein Bildnis von Wilhelm Busch gemalt. Auffallend ist der sinnende Blick des halb zugemiffenen Auges. So blickt der beobachtende Zeichner, der die flüchtige Bewegung erfahst.

Busch liebt in seinen Darstellungen die gewaltsamen Situationen. Scharf erfahst er das Karikaturistische einer Gestalt. Er erkennt klar, daß die Uebertreibung das Wesen, der Sinn der Karikatur ist. Dieses genaue Sehen gibt seinen Blättern die lede Wirkung. Das Leben ist darin flüchtig gebannt.

Nicht genug damit. Er fügt zu der Zeichnung den Vers. Auch im Poetischen hat er diese ganz einzige epigrammatische Schärfe, die witzig und prägnant Zufall und Wesen eines Vorganges mit höchster Berechnung künstlerisch zusammenfaßt. Es ist eine Knappheit und wiederum ein Sichgehenlassen in diesen Versen, die in dem Leser Freude am Witz und Lust an dem tieferen Sinn wecken. Dieser tiefere Sinn ist der Humor, der Ausfluß einer ersten, reifen Lebensbetrachtung, die das Kleine lachend einschätzt und nichts verdammt. Durch die groteske Form bricht die Lebensweisheit hindurch. Die Karikatur verdeckt nicht diese tiefere Anschauung, sie bringt dieses Menschliche ans Licht; sie steht im Dienste dieser Anschauung. Wenn man will, kann man die Kunst eines Busch mit der Kunst der Holländer, der Kunst eines Ostade z. B. zusammenbringen, der die Bauern so übertrieben lustig malt, daß sie beinahe wie eine Karikatur wirken. Busch führt diese Linie weiter. Er ist noch lebhafter, moderner. Und er beschränkt sich nicht auf den Bauern. Er gibt, wo die Holländer grobstofflich wirken, eine karikaturistische, künstlerische Schöpfung, die ihren eigenen Stil hat. So führt Busch

den Realismus, den die Holländer noch unter der Maske einer übertriebenen Lustigkeit und oft tölpelhaften Erscheinung pflegten, näher an das Leben heran. Er steht schon mitten drin. Und indem er das Realistische so entschieden und rücksichtslos betont, gibt er seinen Zeichnungen beinahe etwas Phantastisches. Sie sind befreit von dem Ballast der allzu irdischen Nachahmung. Aus Schmöckeln, Klecksen und Punkten setzen sich phantastische Erscheinungen zusammen, deren sichere Wirkung verblüfft. Mit den einfachsten Mitteln operiert der Künstler und diese Einfachheit zeugt von seiner Erfindungskraft.

Man darf aber nun nicht etwa annehmen, als sei dem Künstler diese stilistische Uebertragung in die karikaturistische, zeichnerische Formel so spielend leicht geworden. Freilich, diese gewandten Skizzen sehen so selbstverständlich aus, als hätte sie der Künstler nur so herunter geschrieben. Das ist allerdings die höchste Kunst, die uns die Arbeit vergessen macht. Wüßten wir nicht aus der Erfahrung, daß gerade die Einfachheit in der Kunst am schwierigsten ist, so würden uns die zahlreichen Skizzen eines Besseren belehren. Wir ersehen daraus, mit welcher Geduld Busch immer wieder zeichnete und zeichnete, getreu nach der Natur, um endlich nach langer Mühe das Bleibende, Charakteristische zu finden. Dabei erlahmt aber nicht das Auge oder die Hand. Der Eindruck der Frische bleibt erhalten und so gibt uns der Künstler in seinem Werk den Anfang einer impressionistischen Karikatur, wie sie seitdem nicht wieder übertroffen wurde.

Freilich — wir leben heute in einer anderen Zeit. Die Verhältnisse haben sich mehr zugespitzt und zuweilen erscheint uns der Humor, den Busch hat, altväterisch und altmodisch. Der „Simplicissimus“ hat das Erbe angetreten. Er ist inhaltlich schärfer und statt des Humors begegnet man der Satire. Im künstlerischen aber nimmt Wilhelm Busch den Wettkampf ruhig auf. Die Schöpfungen seiner genialen Begabung haben internationale Geltung; seine Werke sind in alle Sprachen übersetzt. Es ist bei ihm der seltene Fall eingetreten, daß ein Künstler sein Publikum längst erobert hat und die Kritik kam nachher nur das Urteil bestätigend. Aber jene Zeit schätzte das Künstlerische in diesen Arbeiten nicht so bewußt ein. Sie ergötzte sich an den humorvollen und satirischen Szenen. Das Eigenartige, Selbständige und Grobe versteht erst unsere Zeit, die speziell auf dem Gebiet der Illustration, der Graphik sich so vielseitig entwickelt hat. Frei von aller Pedanterie, von aller Deutlichkeit steht Busch an der Schwelle einer neuen Zeit, die erst nach ihm kam, die er ahnte. Gelassen wartete er sie ab. Und als sie kam, hatte er sich schon längst bescheiden beiseite gestellt. Von offizieller Stelle hat er nie Anerkennung erhalten; auch sind ihm keine akademischen Auszeichnungen zu teil geworden. Schon vor zwanzig Jahren begannen die Jubiläumsartikel zu seinem 55. Geburtstag mit dem ständigen Ausdruck der Verwunderung, Wilhelm Busch sei eigentlich schon seit Jahren totesagte und totegegläubt.

Man sieht, Wilhelm Busch ist in der deutschen Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ein ganz eigenes Kapitel.

### Kleines feuilleton.

Der Rabbi von Javorow. (Nachdruck verboten.) Der Rabbi von Javorow fuhr in einer Budka über Land — auf den Markt nach Przemysl. Er hatte in Moscisla einen Bruder, darum fuhr er über Moscisla und wollte dort nächtigen. — Das ist leicht gesagt. Wenn aber Markt in Przemysl ist, fahren alle Juden hin, und wenn sie hinfahren, nächtigen sie bei des Rabbis Bruder in Moscisla. Als es der Rabbi auch so machen wollte, zeigte sich, daß kein Plätzchen im Hause mehr unbesetzt war, und es blieb nichts übrig, als: auf dem Wagen in der Scheune schlafen.

Und so geschah's. Moische Wandwurm, der Kutscher, zog die Budka in die Scheune, band die Pferde verkehrt an die Deichsel, damit sie aus dem Vorderstragel fressen konnten, machte für den Rabbi ein Lager im Wagen zurecht, sich eins unterm Wagen — und schon war's finster.

Als der Rabbi gebetet hatte, sprach er: „Moische Wandwurm, hast du gebetet, daß uns de Pferd' nig sollen gestohlen wer'n?“

„Nein, Rebbeleben!“

„So bet' — und bind sie außerdem fest an.“

Moische tat, wie ihm geheißer worden.

Als er fertig war, begann der Rabbi wieder: „Moische Wandwurm — wenn du gebetest hast und die Pferd' fest angebunden hast und du auch noch wachendig bleibst, und acht gebst — is es trotz dem Martlgewiß meeglich, daß uns de Pferd' nig gestohlen werden.“

„Ich wer' wachendig bleiben und acht geben“, sagte Moische.

Der Rabbi legte ihm beide Hände auf den Kopf, murmelte einen Segen und stieg langsam in die Budka.

„Ge, Moische“, rief der Rabbi, als er mitten in der Nacht durch Hundegebell aus dem Halbschlummer des unbequemen Lagers geschreckt ward. — „Ge, Moische!“

„Was wollt ihr, Rebbeleben?“

„Schloißt du, Moische?“

„Nein, Rebbeleben.“

„Was machst du denn?“

„Ich denk' nach, Rebbeleben!“  
„Ueber wos denkst du nach, Moische Wandwurm?“  
„Ich denk' nach, ich denk' nach . . ., wo der Unschlitt hinkommt, wenn eine Kerze brennt.“  
„Ni — als du so geschickte Sachen nachdenkst, wirst du doch nig einschlafen“, rief der Rabbi beruhigt und wandte sich auf die rechte Seite.

Ein kühler Luftzug ging durch die Fugen im Scheumentor, da erwachte der Rabbi wieder.

„Ge, Moische!“ rief er.

„Was wollt ihr, Rebbeleben?“

„Schloißt du, Moische?“

„Nein, Rebbeleben!“

„Was machst du denn?“

„Ich denk' nach, Rebbeleben!“

„Ueber wos denkst du nach, Moische Wandwurm?“

„Ich denk' nach — ich denk' nach —: wo kommt das Holz hin, wenn man 'en Nagel in 'en Brett 'ereinschlägt?“  
„Ni — als du so geschickte Sachen nachdenkst, wirst du doch nig einschlafen“, sagte der Rabbi und wandte sich erleichtert nach links um.

Die Sterne verblähten. Da krähte ein Hahn und wachte den Rabbi aus dem Schlummer.

„Ge, Moische“, sagte der fromme Mann.

„Was wollt ihr, Rebbeleben?“

„Schloißt du, Moische?“

„Nein, Rebbeleben!“

„Was machst du denn?“

„Ich denk' nach, Rebbeleben!“

„Ueber wos denkst du nach, Moische Wandwurm?“

„Rebbeleben — aufrichtig gesagt — ich denk' nach — ich denk' nach . . .: die Tore seind zu, gerührt hat sich nig — — — wo seind aber unsere Pferd'?“

Moda Moda.

### Physiologisches.

Wann ist der Mensch am Kräftigsten? Ein wesentliches Kennzeichen des lebenden Wesens ist seine Veränderlichkeit. Ein Stein kann Jahrtausende hindurch an derselben Stelle liegen, und wenn nicht von außen die Einflüsse des Welters eine Zerkleinerung, eine Verwitterung hervorbringen — von innen heraus findet keine Zustandsänderung an ihm statt. Das Lebewesen dagegen ist in einem beständigen Wachsen und Vergehen begriffen, das sich nach den verschiedensten Richtungen hin äußert, auch nach der Seite der Kraftveränderung. So wird auch der Mensch als schwaches, äußerst hilfloses Wesen geboren, nur ganz allmählich nimmt er an Stärke und Widerstandsfähigkeit zu, bis er in einem gewissen Lebensalter das Höchstmaß seiner Kraft erreicht, um allmählich wieder schwächer zu werden, bis zur Hülf- und Kraftlosigkeit des erschöpften Greisenalters. So ähnelt also das Menschenleben dem Kreislauf des Jahres, in dem nach der Zunahme der Wärme im Frühling und Sommer eine Abnahme im Herbst erfolgt, bis zur Erstarrung des Winters. Aber wie neben dem Jahreskreis auch ein Tageskreis der Zu- und Abnahme der Wärme besteht, so läßt auch der Mensch neben der auf ein ganzes Leben sich erstreckenden Zu- und Abnahme der Kräfte auch eine tägliche regelmäßige Veränderung seiner Stärke erkennen, und die Frage ist nur, wie sich diese Veränderung auf einen einzigen Tag verteilt. Man ist wohl in allgemeinen der Meinung, daß der Mensch am Morgen, unmittelbar nach dem Aufwachen am kräftigsten ist, oder, wie der moderne Sportausdruck es bezeichnet, sich am besten in Form befindet. Aber nicht immer ist die allgemeine Meinung auch die richtige. Man hat Instrumente konstruiert, mit denen man ganz genau mißt, welche Arbeitsleistung ein Mensch vollbringen kann, und mit diesen Instrumenten — Dynamometer oder Kraftmesser nennt man sie — hat man auch bestimmen können, zu welcher Tageszeit der Mensch am kräftigsten ist, und mittels des Dynamometers hat man festgestellt, daß das tägliche Kraftmaximum des Menschen durchaus nicht unmittelbar nach dem Erwachen besteht, sondern daß seine Muskeln gerade zu dieser Zeit am schwächsten sind. Dann steigert sich die Muskelkraft schon nach dem Frühstück und nimmt auch nachher noch weiter zu — während man vielleicht zu der Annahme geneigt war, daß die tägliche Arbeitsleistung zu einer Schwächung der Muskeln führe. Ihr wahres Maximum erreichen deren Kraft nach dem Mittagessen; von da an nimmt sie allmählich ab, hebt sich gegen Abend nochmals, aber nur um einen geringen Betrag, um von da an regelmäßig bis zum Minimum zu sinken, das sie eben am Morgen erreicht. Die interessantesten Messungen erstreckten sich auch auf die Bestimmung, wie die Arbeit selbst die Kraft des Menschen beeinflusst, und hierbei ergab sich, daß Trägheit und Ueberanstrengung die größten Feinde der Menschskraft sind, während eine mäßige Anstrengung sie in den besten Zustand versetzen; also auch hier ist die goldene Mittelstraße das Richtige. Für die praktische Nutzenanwendung ergeben die physiologischen Messungen, daß man nicht gut tut, unmittelbar nach dem Aufstehen körperliche Übungen vorzunehmen, wie es so vielfach geschieht, sondern daß man sie verschieben soll, bis man die erste Nahrung zu sich genommen hat; Morgenstunde hat gewiß Gold im Munde, aber nicht vor dem Frühstück.

**Sprachwissenschaftliches.**

Ueber die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Seife“ und deren Uebergang zum heutigen Sprachgebrauch hat unlängst in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ Professor Dr. Schröder eine Erklärung aufgestellt, die zwar diesem Worte etwas von dem Glanze der Reinlichkeit, in dem es für uns erstrahlt, zu rauben scheint, der aber sprachlich und vor allem kulturgeschichtlich einige sehr gute Gründe zur Seite stehen. Der genannte Gewährsmann faßt nämlich das Wort „Seife“ als eine Doppelform zu „Seiche“ = „Wasserlauf, Bächlein“ auf, eine Bedeutung, die sich ja auch noch in dem Fachausdruck „Goldseife“ = goldführender Wasserlauf erhalten haben dürfte. Allerdings wäre diese Bedeutung hier noch in einem anderen und — sagen wir etwas engerem — Sinne zu verstehen, denn Schröder will das Wort als die ursprünglich von „Seiche“ nicht sachlich verschiedene Bezeichnung für — der Urin betrachtet wissen und daraus seine heutige Bedeutung ableiten. Sachlich würde dieser Erklärung jedenfalls nichts im Wege stehen, denn es ist bekannt, daß man sich in älterer Zeit vielfach des Urins, und zwar besonders des versauften Urins, der ja chemisch nichts anderes als eine unreine Ammoniaklösung darstellt, zum Waschen bedient hat, was bei manchen Völkern Asiens übrigens noch heute der Fall ist. Von den Griechen und Römern ist uns diese Verwendung des Urins sicher bekannt, denn es ist uns z. B. überliefert, daß die Wäscher im alten Rom das Recht besaßen, an den Stragenenden Gefäße aufzustellen, in denen sie die Weiträger der Vorübergehenden sammelten; und ebenso ist erweisbar, daß auch den Deutschen selbst noch in jüngerer Zeit diese Verwendung des Urins nicht unbekannt war. So wird z. B. noch im Jahre 1755 in Michers Hamburger Wörterbuch zur Erklärung des Wortes „Netten“ = Pisse, Seiche, „lotium“ gesagt: „In Netten das Leinwand waschen, ist eine Arbeit der geringen oder geizigen Leute, welche die Seife entweder nicht können oder wollen bezahlen.“ Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß man noch damals, und wahrscheinlich überhaupt vor der Erfindung fester Waschmittel, auch in Deutschland zum Waschen der Kleider sich des versauften Urins bediente, und es steht somit sachlich der Annahme wohl nichts im Wege, daß man das für jenes ältere Waschmittel gebräuchliche Wort „Seife“ in ähnlicher Weise später auf die festen Waschmittel übertrug, wie wir auf das in seiner Verwendung der alten Gänsefeder gleiche stählerne Schreibmittel das Wort „Feder“ anwenden. Ob die Erklärung Schröders auch in sprachlicher Hinsicht so einwandfrei ist, wie in sachlicher, mag den Sprachforschern zur Erörterung überlassen bleiben. —

**Technisches.**

Ein Phonograph ohne Reproduktionsmembran, schreibt „Prometheus“, erscheint auf den ersten Blick nicht wohl möglich, da wir uns an die Vorstellung gewöhnt haben, daß die Membran, mit Hilfe des kleinen Stichtens, die Schallwellen nicht nur auf der Walze oder auf der Platte aufzeichnen, sondern sie auch umgekehrt reproduzieren müsse. Es scheint aber eine Reproduktion der Schallwellen auch ohne Membran möglich. Wie nämlich Scientific American berichtet, hat die amerikanische Victor Talking Machine Company bei ihrer neuesten Sprechmaschine die Reproduktionsmembran mit Erfolg durch — komprimierte Luft ersetzt. Befamlich ist es bisher nicht gelungen, mit Hilfe des Phonographen Töne in ihrer vollen Stärke wiederzugeben, und auch große Schalltrichter, welche die Schallwellen konzentrieren und dadurch den Ton verstärken, ergeben nicht die volle Stärke des Tones, dessen Klangfarbe zudem durch das Mitschwingen des Schalltrichters stark beeinflusst wird. Die Verwendung komprimierter Luft soll darin aber völlig Wandel schaffen und die Reproduktion von Tönen in ihrer ursprünglichen Stärke und Klangfarbe ermöglichen. — Der „Auzetophon“ genannte Apparat besteht aus einer gewöhnlichen Platten-Sprechmaschine, der die Membran fehlt, in Verbindung mit einem kleinen Luftkompressor. An Stelle der Membran ist in die Schalldose ein sehr fein gearbeitetes Ventil eingesetzt, welches den Abfluß einer vom Luftreservoir kommenden Schlauchleitung bildet. Betätigt wird das Ventil durch den kleinen, sonst an der Membran befestigte Stift, der über die Platte geleitet, durch die in diese eingegrabenen Vertiefungen in Schwingung versetzt wird und dadurch das Ventil abwechselnd mehr oder weniger öffnet und schließt. Bei jedem Öffnen des Ventils tritt ein Strom komprimierter Luft in die Schalldose bezw. den kurzen Schalltrichter und erzeugt dort Luftschwingungen, laute volle Töne, die ziemlich genau den auf der Platte bezeichneten Tönen entsprechen sollen. — Um das zu erreichen, müßte allerdings das Ventil ein wahres Wunderwerk der Feinmechanik sein, bei dem alle Teile auf hunderttausendstel Millimeter genau passen müßten, ohne dabei der geringsten Reibung unterworfen zu sein.

**Humoristisches.**

Ohne Stolz. Mehrere Sommerfrischler reden im Wirtshausgarten von der Leutseligkeit des Landesfürsten, der hier kürzlich durchgekommen war, verschiedene Leute unterwegs angesprochen und gar keinen Stolz gezeigt hatte. „Ja“ — nickt sich der Hinterhupferseppel daren, der schon länger zugehört — „dös muß ei'm angebor'n werd'n — 's net stolz sein! . . . Da hätt's an Bodschlittenhiesel kenna soll'n — dös war

a' Kerl! Sechs Fuasch und zwoa Zoll hat er g'messen ohne d' Nägel'schuaß' und a' paar Fäust' hat er g'habt wie d' Goldschlegel. Herr word'n is eahm loaner auf drei Tag' in der Kund'n! Den Prügl-Franzl hat er amal hing'feuert, daß der neun Wochen im Spital g'leg'n is, und beim Wildbacher Kirka hat er ganz alloan 's Wirtshaus ausg'räumt und 'n Wirt aa' no' aufg'schmissen samt 'm Wächter . . . aber stolz, na — stolz g'wesen is er desweg'n do' no' net!“ . . .

— In der Saison. Gast: „Herr Wirt, wie können Sie mir für eine Nacht zwei Logis auf die Rechnung setzen?“  
Wirt: „Aber Sie sind doch der Herr, der vom Heuboden in den Kuhstall 'runterg'fallen ist und dort weiterg'schlafen hat!“  
(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— „Aglabaine und Selhette“ wird am Montag, den 15. April, zum ersten Male in den Kammerspielen des Deutschen Theaters gegeben.

— Hebbels Tragödienfragment „Moloeh“, das am Schiller-Theater in Charlottenburg in der nächsten Woche zum ersten Male in Szene geht, weist zwei vollendete Akte auf, die eine Vorstellung von dem ermöglichen, was der Dichter in gewaltigem Maße verwirklichen wollte. Die beiden Akte sind in den Jahren 1849 und 1850 entstanden. Die Idee des monumentalen Werkes, in dem der Dichter beabsichtigte die Urzustände des deutschen Volkes und damit symbolisch die eines jeden Volkes überhaupt zu veranschaulichen, reicht freilich weit zurück. Der viertägige Brand Hamburgs im Mai 1842 gab Hebbel für die gewaltige Konzeption der Tragödie, die mit einem Bericht über das brennende Karthago anhebt, besondere Anregung.

— Ferdinand Bonn's preußisch-patriotisches Schauspiel: „Der junge Fritz“ ist allen Zensurverboten zum Trotz vor geladenen Freunden und Gästen, die sich selbst einladen mochten, aufgeführt worden. Wir nehmen Notiz davon, damit dieser Präzedenzfall nicht vergessen werde, falls einmal Leute, die dem Hofe nicht so nahe stehen, sich lächerlicher Zensurverbote zu erwehren haben.

— Max Liebermann, der im Juli 60 Jahre alt wird, zu Ehren wollte die Berliner Sezession eine Gesamtausstellung seiner Werke veranstalten. Um den jüngeren Künstlern den Raum nicht zu beschränken, hat Liebermann inbezug auf diese Ehrung Verzicht geleistet. Es wird so nur eine Auswahl von seinen Bildern in der Sezessionsausstellung zu sehen sein.

— Ein altgriechischer Steadbrieff wurde, wie der „Zrf. Zt.“ aus Konstantinopel berichtet wird, kürzlich bei den Ausgrabungen von Milet gefunden und von Direktor Dr. Wiegand der Berliner Akademie der Wissenschaften mitgeteilt. Die Urkunde steht mitten auf dem großen Nordmarkt von Milet am Löwenhafen, wo das lebhafteste Treiben der gewaltigen Handelsstadt sich abspielte. Sie stammt aus dem Jahre 449 v. Chr. und richtet sich gegen die Mitglieder des berühmten Melidengeschlechtes, das sich auf den homerischen König Nestor von Pylos zurückführte. Nach den blutigen Bürgerkämpfen war dieses Geschlecht für immer aus Milet verbannt worden; nun werden Geldprämien auf die Ergreifung und Tötung ausgesetzt, bis zu hundert Stateren (etwa 2500 Mark). Falls die städtischen Organe selbst eines Meliden habhaft werden, hat die Hinrichtung sofort zu erfolgen bei einer Strafe von 50 Stateren für das Kollegium und 100 Stateren für dessen Präsidenten. Der Steadbrieff soll dauernde Gültigkeit behalten, solange es noch Meliden gibt. Unterlassen die Behörden die Erneuerung des Steadbrieffes von Amtsperiode zu Amtsperiode, so treten dieselben hohen Geldbußen für sie ein.

— Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist in einem starken Steigen begriffen. Nach den letzten Berichten vom Zensusbureau in Washington war im Jahre 1906 die Einwohnerzahl auf 83 941 510 gestiegen, oder um 7 946 935 höher als im Jahre 1900 und um 1 367 315 höher als im Jahre 1905. Mit Alaska und den Insularbesitzungen wird die Bevölkerungszahl auf 93 182 240 angegeben. Der Staat New York steht mit 8 226 990 Seelen an der Spitze; Pennsylvania hat 6 926 575 Einwohner, Illinois 5 418 670, Ohio 4 448 677. Die größten Städte sind: New York mit 4 113 043, Philadelphia mit 1 441 735, Chicago mit 2 049 185, St. Louis mit 649 820, Boston mit 602 278 und Baltimore mit 558 660 Einwohnern.

— Monbäner Kerbenigel. In der „besten“ Londoner Gesellschaft ist ein Jesuitenprediger P. Vaughan in Mode gekommen. Es gehört zum guten Ton, sich von ihm die schlaffen, nur auf starke Reizungen reagierenden Kerben aufspeitschen zu lassen. Die Predigten sind schon immer lange vor Beginn ausverkauft. Die aristokratische Welt amüsiert sich vortrefflich bei den süßen Peitschenhieben, die der Seelenretter aussteilt. Welcher Art die Kerben sind, charakterisiert die Vorrede zu den als Buch erschienenen Predigten. P. Vaughan nennt seine Klientel, die Londoner „Gesellschaft“, „faszistisch“ wie der Pharisäer, verdorben wie der verlorene Sohn, geldgierig wie der Reiche, listern wie Herodes, frivol wie Salome, sinnlich wie Magdalena, lasterhaft wie Herodias.